Zwei Gedichte

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 25

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
20. Juni
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Johanna Siebel.

Was andere von uns sagen . . .

Muß jeder selber achten,
Sein Leben recht zu lenken.
Des Menschen höchstes Trachten
Sei: wahrhaft frei zu denken.

Was andere von uns sagen,
Kann uns soviel nicht nützen,
Sich selbst muß man befragen
Und sich auch selber stützen.

Der Taucher muß Gefahren
Beharrlich überwinden,
Will er im Grund die klaren
Und schönen Perlen finden.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.
Nie wird sein Köcher leer.
Es zielt ohne sondere Eile,
Es trifft durch Waffen und Wehr.

Nie haben die besten Waffen
Den Brävsten je geschützt,
Nie hat das treueste Schaffen
Dem Redlichsten je genützt.

Das Schicksal ist wahllos im Zielen,
Und manchmal — wie zum Scherz —
Nimmt einen es von den vielen
Und — trifft ihn mitten ins Herz.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Speck. 25

Er schob das Papier mißmutig zur Seite, unbefriedigt und unerlöst. In der Ferne klang wieder das dunkle Lied, daß die Luft ganz erfüllt schien von Süße und Leid, bis es verstummte und nur das helle Lied der Grillen die unbewegte Luft durchzitterte. Er probierte es noch einmal.

„Einst, in fernen Kindertagen,
Sah ich reine Wolken ziehen,
Von dem Frühlingswind getragen
Ueber Himmelsfluren fliehen.

Einst, in fernen Kinderzeiten,
Rauschten fernher grüne Wälder,
Sah ich Schmetterlinge gleiten
Ueber sonnenlichte Felder —"

Er schüttelte den Kopf. Es war nichts. Und derweil versetzte oder verkaufte die Mutter ihr Silber als letztes, da er das übrige vertan. Bei diesem Gedanken erfaßte ihn eine so wilde und leidenschaftliche Trostlosigkeit und Verzweiflung wie nie zuvor. In Schmerz, Verzagtheit und Tränen hinein klangen endlich die Mittagsglocken. Er lag und horchte darauf, wie auf etwas Neues und Tröstendes und schlief darüber ein, denn er hatte von Wochen her den Schlaf nachzuholen.

Als er nach einigen Stunden erwachte, über einem braunen Heupferde, das seine Nase als Sprungbrett ausersehen hatte, fiel sein erster Blick auf die Verse. Er faltete sie zusammen und steckte sie ein ohne Zorn, als etwas Spieleriges und Abgetanes bis weiterhin. Da er einen kräftigen Hunger verspürte, langte er nach seinem Brote. Dabei plagte ihn der Durst. Die Früchte der beiden Zwetschgenbäume waren noch lange nicht reif. Von den frühen Jakobiäpfeln wollte er keine nehmen, da ihm war, als nehme er sie der Mutter unnötig und vorzeitig weg. So zog er schließlich ein paar Rüben aus, reinigte sie an dem dünnen Brünnlein, das bei der Treppe ein Gießfaß füllte, und aß nun beides zusammen mit gutem Appetit. Darauf ging er zu dem Geräteschuppen, nahm einen Spaten heraus und fuhr dort in der Arbeit fort, wo, wie es schien, die Mutter aufgehört hatte.

Er arbeitete bis zum Abend, da die Nelken plötzlich anfingen stark wie würziger Zimt zu duften und der feine süße Hauch des Goldlack sich mit den tausend anderen Düften des Sommerabends vermischte. Ringsum wurde es laut. Jenseits der Mauer spazierten die Städter die Straße entlang, und aus den grenzenden Gärten scholl Kindergeschrei und ging das Gespräch der Alten. Darüber hin flatterte ein Lied der jungen Mädchen. Er hörte all das mit Grausen und Lust und verkroch sich in seine Laube, bis der Lärm verstummte, die Sonne schied und kühl und sternklar die Nacht erstand. Da öffnete und schloß er behutsam das